



# Doing Gender: eine mikrotheoretische Annäherung an die Kategorie Geschlecht

Regine Gildemeister

## Inhalt

1	Einleitung .....	410
2	Grundannahmen und Reichweite des „Doing Gender“-Theorems .....	410
3	Klassische Studien zur Transsexualität und ihre theoriestrategische Bedeutung für „Doing Gender“ .....	412
4	„Undoing Gender“ und „Doing Difference“ .....	414
5	Fazit .....	416
	Literatur .....	416

## Zusammenfassung

Mit der Theoriefigur des „Doing Gender“ wird die Bedeutung der Interaktion für die Erzeugung und Reproduktion der Geschlechterunterscheidung herausgearbeitet. Grundlage dafür waren ethnomethodologische Studien zur Transsexualität. Die Figur wird zunehmend ergänzt durch das Theorem des „Undoing Gender“, mit dem Veränderungen auf der Interaktionsebene systematisch aufgenommen und in einen Bezug zu sozialem Wandel gestellt werden können.

## Schlüsselwörter

Gender · Geschlechterunterscheidung · Interaktion · Ethnomethodologie · Undoing Gender

R. Gildemeister (✉)

Eberhard Karls Universität Tübingen, Tübingen, Deutschland

E-Mail: [regine.gildemeister@uni-tuebingen.de](mailto:regine.gildemeister@uni-tuebingen.de)

## 1 Einleitung

Vor 25 Jahren wurde „Doing Gender“ in Verbindung mit dem Theorem einer „sozialen Konstruktion von Geschlecht“ hochgradig kontrovers diskutiert (z. B. Feministische Studien 2/1993). Die Theoriefigur stand und steht in diametralem *Gegensatz* zu sog. Differenztheorien, in denen Unterschiede zwischen Frauen und Männern durch objektive (biologische) Merkmale und dadurch bestimmte „geschlechtsspezifische Eigenschaften“ erklärt werden. Stattdessen zielt „Doing Gender“ darauf ab, jene sozialen Praktiken und Prozesse in den Blick zu nehmen, in denen die binäre *Unterscheidung* von Geschlechtern erst entsteht. Nicht eine vorgängige, als gegeben betrachtete Differenz führt aus dieser Perspektive zu beobachtbaren Unterschieden zwischen den Geschlechtern, sondern der Unterschied selbst wird als relevante Unterscheidung sozial erst hergestellt, mit Bedeutungen versehen und verfestigt. Geschlechter – so die Quintessenz – werden „gemacht“ (Gildemeister und Wetterer 1992).

Inzwischen hat sich die Figur des „Doing Gender“ im Zuge der Etablierung konstruktionstheoretischer Zugänge in der Geschlechterforschung (im Überblick Gildemeister 2009) weit verbreitet. Die theoretischen Konturen des Konzepts wurden dabei des Öfteren unscharf, aber gleichzeitig wurde eine Vielzahl empirischer Untersuchungen angeregt, über die die Geschlechterforschung insgesamt wichtige Impulse erhielt. Dabei waren und sind die von (heterosexuellen) Paaren praktizierten Formen der Arbeitsteilung ein beliebter Ansatzpunkt für Studien zum „Doing Gender“ (z. B. Fenstermaker et al. 1991). Von Beginn an standen zudem das Wechselspiel von Geschlecht und Berufsarbeit (z. B. Leidner 1991; Heintz und Nadai 1998) und der Interaktionsraum der Schule im Fokus (z. B. Thorne 1993; Breidenstein und Kelle 1998; Faulstich-Wieland et al. 2004). Andere Studien folgten, etwa Beaufäys und Kraiss 2005 zu Wissenschaftskarrieren, Hartmann-Tews et al. 2008 zum Sport, Ingler-Detken 2008 zu PolitikerInnen des europäischen Parlaments.

Gleichzeitig ist die Figur auch in andere, mitunter eher populärwissenschaftliche Bereiche eingewandert und wurde dabei sowohl verkürzt als auch überdehnt: „Doing Gender“ bedeutete dann vielfach, Geschlechterstereotypen mehr oder minder kritiklos zu folgen. Sie wurde zu einer Art Synonym für Konformität und Konventionalität (Deutsch 2007, S. 108). Das wird dem Theorem jedoch in keiner Weise gerecht und deshalb ist daran zu erinnern, dass „Doing Gender“ einem spezifisch soziologischen Theoriekontext entstammt, in dem es vor allem um grundlegende Fragen der *Herstellung sozialer Ordnung* geht, ein Prozess, der immer auch offen für Veränderungen ist.

---

## 2 Grundannahmen und Reichweite des „Doing Gender“-Theorems

Eine allgemeine Grundlage für die Denkweise eines „Doing Gender“ bietet die empirische Wissenssoziologie und Interaktionsforschung. Spezifischer Hintergrund ist die Ethnomethodologie. Der Terminus des „Doing Gender“ zielt hier darauf ab,

die binäre und sozial so folgenreiche *Unterscheidung* von zwei und nur zwei Geschlechtern als solche zu einem Gegenstand sozialwissenschaftlicher Analyse zu machen. Entscheidend, aber vielfach missverstanden ist das dem „Gender“ vorgestellte „Doing“: In der Ethnomethodologie von Harold Garfinkel und Harvey Sacks eingeführt, bezeichnet diese Art des „Tuns“ gerade *kein* intentionales *Handeln*, sondern ein „Tun“, das sich so hochgradig verselbstständigt (routinisiert) hat, dass es von den Akteuren kaum bewusst wahrgenommen wird bzw. werden kann.

Dieses „Doing“ realisiert sich in und über Interaktionen. Diesem Begriff kommt ebenfalls eine zentrale und spezifische Bedeutung zu: Er bedeutet nicht einfach, dass mehr oder weniger vorsozial gedachte Personen – als „Frauen“ oder „Männer“ – in Kontakt miteinander treten und dann mit- oder auch gegeneinander handeln. Interaktion entsteht immer dann, wenn Personen anwesend sind, sich wechselseitig wahrnehmen und aufeinander reagieren (können). Damit entsteht ein formender Prozess eigener Art, über den Ordnungsstrukturen entstehen und Zwänge wirken, denen Akteure nicht ausweichen können, z. B. die kategoriale und individualisierende Identifikation der Interaktionsteilnehmer. Darin geht es nicht zuletzt um deren Geschlechtszugehörigkeit.

Interaktion kann als universale Voraussetzung jedes gesellschaftlichen Lebens betrachtet werden und generiert sich verfestigende soziale Praktiken auf unterschiedlichsten Ebenen. Harold Garfinkel hat den durch und über Interaktionen und soziale Praktiken von Gesellschaftsmitgliedern erzeugten Prozess der permanenten Hervorbringung sozialer Wirklichkeit „ongoing accomplishment“ genannt. Dies wurde mit „Vollzugswirklichkeit“ übersetzt, um deutlich zu machen, dass und wie sich im regelgeleiteten alltäglichen Handeln zwischen Menschen soziale Ordnung verwirklicht (Bergmann 2008, S. 122). Um dieser Ordnung auf die Spur zu kommen, muss in der Forschung eine Beobachtungshaltung eingenommen werden, in der jegliches Vorwissen ausgeschaltet und versucht wird, am Beispiel alltäglicher kommunikativer Abläufe die den Akteuren selbst oft verborgenen Regeln und methodischen Praktiken erkennbar zu machen. Eben darauf zielt der „Kunstgriff“ des „Doing X“, er soll eine *Distanzierung* der Forschenden von dem eigenen intuitiven Verständnis alltagsweltlicher Handlungsabläufe ermöglichen. Entsprechend kann „Doing . . .“ auf *jedes* Tun bezogen werden, durch das Akteure als ‚objektiv‘ angesehene Merkmale, Eigenschaften oder – allgemein gesprochen – soziale Tatbestände hervorbringen und reproduzieren (z. B. „Doing Heterosexuality“, „Doing Power“ bis hin zu „Doing Equality“, „Doing Difference“ oder „Doing Culture“).

Die Figur des „Doing Gender“ wurde 1987 von Candace West und Don Zimmerman eingeführt. Sie verstehen darunter eine „gebündelte Vielfalt sozial gesteuerter Tätigkeiten auf der Ebene der Wahrnehmung, der Interaktion und der Alltagspolitik, welche bestimmte Handlungen mit der Bedeutung versehen, Ausdruck weiblicher oder männlicher ‚Natur‘ zu sein“ (West und Zimmerman 1987, S. 14, Übersetzung Gildemeister und Wetterer 1992, S. 237). Sie schließen damit explizit an das Verständnis sozialer Wirklichkeit als „ongoing accomplishment“, einer „Vollzugswirklichkeit“ an, in der relevante Unterschiede zwischen AkteurInnen nicht einfach gegeben, sondern sozial erzeugt und mit Bedeutungen versehen werden, die dem eigenen Tun dann wieder zugrunde gelegt werden. Auf diese Weise können

sich die aus der Geschlechterunterscheidung folgenden Unterschiede verstetigen und verfestigen (institutionalisieren) und im Ergebnis als Beweis für die „Natürlichkeit“ der Geschlechterunterscheidung gelten. Die binäre Kategorisierung wird auf diese Weise zur „sozialen Tatsache“ und das „Doing Gender“ dann zum selbstevidenten Vollzug der in die binären Kategorien eingelassenen sozialen Erwartungsfahrpläne.

*Institutionen* sind in dieser Perspektive *Ressourcen* für Interaktionsprozesse, die aber *nicht* selber zum Gegenstand der Forschung werden. So gesehen wohnt diesem theoretischen Ansatz eine offensichtliche Begrenztheit inne, die im Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung vielfach kritisiert wurde. Deren primärer Rückgriff auf soziale Ungleichheit fokussierende Struktur- und Gesellschaftstheorien hat jedoch nur sehr wenig Berührungspunkte mit den konstruktionstheoretisch auf die Herstellung sozialer Ordnung gerichteten Erkenntnisinteressen, die zu der Figur des „Doing Gender“ führten. Um die ethnomethodologische Perspektive zu erweitern und dem Wechselspiel von Interaktion, Institution und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen auf die Spur zu kommen, bedarf es anderer theoretischer Perspektiven, zu denen die Schnittmengen größer sind, z. B. einen Anschluss an die Wissenssoziologie von Berger und Luckmanns und/oder an die Institutionentheorie von Mary Douglas (z. B. Gildemeister und Wetterer 1992), an die Vorstellung „institutioneller Reflexivität“ und „loser Koppelung“ von interaktiven Praktiken und sozialen Strukturen bei Erving Goffman (z. B. Hirschauer 1994), an die Luhmann'sche Unterscheidung von Interaktion, Organisation und Gesellschaft (z. B. Heintz und Nadai 1998) oder an das Bourdieusche Habituskonzept (z. B. Beaufaÿs und Kraus 2005). Dabei wurde die „Doing Gender“-Figur nuancenreich in das jeweilige Theoriekonzept ein- und ihm angepasst und damit auch ihr Geltungsanspruch ausgeweitet (im Überblick: Gildemeister und Hericks 2012).

---

### 3 Klassische Studien zur Transsexualität und ihre theiestrategische Bedeutung für „Doing Gender“

Für die Entwicklung des „Doing Gender“-Theorems hatten die Studien zur Transsexualität von Harold Garfinkel (1967) sowie Susan Kessler und Wendy McKenna (1978) einen zentralen Stellenwert. Im Fall von *Transsexualität* gilt die Geschlechtszugehörigkeit nicht als von Geburt an gegeben, sondern es wird ein Geschlechtswechsel angestrebt. Damit tritt Transsexualität in einen Gegensatz zu der alltagsweltlichen Gewissheit, dass es „von Natur aus“ zwei und nur zwei Geschlechter gibt, die Geschlechtszugehörigkeit am Körper eindeutig ablesbar, angeboren und im Lebensverlauf unveränderlich ist. Transsexuelle bilden dazu einerseits einen radikalen Kontrast, andererseits aber folgen auch sie insofern der Vorstellung einer „Natur der Zweigeschlechtlichkeit“, als sie sich ihrer eigenen (angestrebten) Geschlechtszugehörigkeit sicher sind.

Im Verlauf des Wechsels von einem zum anderen Geschlecht können Prozesse der Geschlechtszuweisung und der Darstellung der Geschlechtszugehörigkeit wie in einer Art Zeitlupe explizit beobachtet und analysiert werden. In dem Bemühen, in die für sie richtige Kategorie eingeordnet zu werden und diese Zuordnung aufrecht-

zuerhalten, lernen Transsexuelle, das Alltagswissen um die Zweipoligkeit der Geschlechterunterscheidung als machtvolle Ressource zu nutzen. Diese Zweipoligkeit bildet nach Garfinkel einen in der Regel *nicht bemerkten, invarianten Hintergrund alltäglicher Interaktionen* (Garfinkel 1967, S. 118). In diesem Sinne kann die Geschlechterkategorisierung als „omnirelevant“ angesehen werden. Denn: Gelingt in alltäglichen Interaktionen keine eindeutige Geschlechtszuweisung, so setzen gesellschaftlich und historisch spezifische Reaktionen bis hin zu Ausgrenzungsprozessen ein. „Eindeutigkeit“ wird so zu einem *moralischen* Tatbestand.

Das Alltagswissen um die Zweigeschlechtlichkeit bezieht sich zwar vage auf biologische Paramater wie Physiologie, Hormone und/oder Chromosomen, aber faktisch – so Kessler und McKenna (1978) – beruht es auf *Darstellungsleistungen* und *Interpretationen* dieser Darstellungen, wobei die Kompetenz dazu lebensgeschichtlich variiert. Kinder haben diese Kompetenz noch nicht. Sie erwerben mit dem Wissen, dass soziale Symbole für „natürliche Unterschiede“ wie etwa die Genitalien stehen, gleichzeitig eine Haltung, nach der „männlich“ qualifizierte Merkmale einen dominanten Status haben („male is the primary construction“, Kessler und McKenna 1978, S. 159).

Vor dem Hintergrund dieser Studien haben West und Zimmerman (1987) eine Neufassung der sex/gender-Trennung vorgenommen, deren Biologismus bereits zu ihrer Zeit vielfach kritisiert wurde. Sie unterscheiden nun:

- „sex“: die Geburtsklassifikation des körperlichen Geschlechts aufgrund sozial vereinbarter biologischer Kriterien wie etwa der Genitalien;
- „sex-category“: die soziale Zuordnung zu einem Geschlecht im Alltag aufgrund der sozial geforderten Darstellung einer erkennbaren Zugehörigkeit zur einen oder anderen Kategorie. Diese muss der Geburtsklassifikation *nicht* entsprechen;
- „gender“: die intersubjektive Validierung in Interaktionsprozessen durch ein situationsadäquates Verhalten und Handeln im Lichte normativer Vorgaben und unter Berücksichtigung der Tätigkeiten, welche der in Anspruch genommenen Geschlechtskategorie angemessen sind.

Diese drei Dimensionen sind *analytisch* als unabhängig voneinander gedacht, *praktisch* verweisen sie aufeinander: Über die Zuordnung zu einer „sex-category“ wird auf das (vermeintliche) Geburtsgeschlecht („sex“) geschlossen und von diesem dann auf das mögliche und zurechenbare Verhaltens-Spektrum („gender“), wobei wie in allen anderen alltäglichen Situationen auch Ausnahmen und Ungereimtheiten bewältigt werden müssen. Die Dreiteilung ermöglichte ein Verständnis von Geschlecht, das ohne einen Rückgriff auf einen „natürlich gegebenen“ Körper und darauf bezogene (psychische) Geschlechtsidentitäten auskommt. Lediglich in der Geburtsklassifikation kommt einer *kulturell gedeuteten* „Natur“ Bedeutung zu. In der Rezeption und der (auch populärwissenschaftlichen) Verbreitung blieb allerdings von der *Dreiteilung* vielfach lediglich „gender“ übrig: normativ regulierte Verhaltensstile, über die soziale Zwänge und Einschränkungen transportiert werden. Daraus entstanden einige Missverständnisse, die im Effekt darauf hinausliefen, dass vor allem der Konformitätsdruck und seine Folgen thematisch wurden, Prozesse der

Geschlechterdifferenzierung dagegen wieder in den Hintergrund traten (zu diesen und anderen Missverständnissen: Gildemeister 2008)

#### 4 „Undoing Gender“ und „Doing Difference“

Die Frage: „Can we ever not do gender?“ hatten West und Zimmerman (1987) verneint. Die Zweiteilung der Menschen in Frauen und Männer sei so tief in die soziale Praxis eingebrannt, dass sie unter den gegebenen Bedingungen „omnirelevant“ und unhintergebar sei. Genau dies wird inzwischen von verschiedener Seite infrage gestellt (zuerst: Hirschauer 1994).

Heute determiniere zumindest in westlichen Gesellschaften die Geschlechtszugehörigkeit die Art der Lebensführung nicht mehr, sind Teilhabechancen in Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Kultur nicht an die Geschlechtszugehörigkeit gebunden. Soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern gilt nicht mehr als „normale Folge“ von Geschlechterunterschieden, sondern als begründungsbedürftig und illegitim. Viele der institutionellen Ressourcen für die Reproduktion des „Doing Gender“ seien weggebrochen, sodass Geschlechterunterschiede inzwischen an kulturellem Sinn verloren haben. Damit werde ihre *Kontingenz* offensichtlich. West und Zimmerman haben dazu erklärt, dass sie mit „Doing Gender“ keinen statischen Theoriekanon hätten bedienen wollen. „Doing Gender“ sei ein Werkzeug für *empirische* Analysen, in denen alltägliche Prozesse der Geschlechterunterscheidung entschlüsselt und damit auch Veränderungen in Prozessen sozialen Wandels erfasst werden (können) (West und Zimmerman 2009). Um es aber als ein solches „Werkzeug“ benutzen zu können, muss ein Grundverständnis dessen bestehen, was mit „Doing X“ gemeint war und ist, nämlich Verfahren zu entwickeln, über die das eigene intuitive Vorverständnis *ausgesetzt* werden kann und nicht das zu untersuchende Ereignis mit Blick auf das normativ Erwartete analysiert wird.

So richteten Studien aus den 1980er-Jahren z. B. den Blick systematisch auf das Kommunikationsverhalten von Frauen und Männern und zeigten grundlegend *differierende* Sprechweisen und Verständigungsmuster auf (im Überblick: Ayaß 2008). Werden aber einzelne Materialien aus heutiger Sicht re-analysiert, zeigt sich mit überraschender Deutlichkeit, in welcher Weise die damaligen ForscherInnen in ihrer Interpretation durch das eigene Geschlechterverständnis vorgeprägt waren (Ayaß 2008, S. 67 ff.) und mit ihren Ergebnissen die binäre Unterscheidung verfestigten. Das gilt es zu verhindern.

Wann, so lautet angesichts vielschichtiger Veränderungen nun die Frage, wird aus einer allgemeinen, in der Regel implizit bleibenden *Hintergrunderwartung*, dass jedes Individuum eindeutig weiblich oder männlich zu sein habe, eine explizite Verhaltenserwartung, die die Situation und den Interaktionsverlauf *maßgeblich* bestimmt? Anders als in Fällen der Transsexualität ist die Geschlechtszugehörigkeit in alltäglichen Interaktionen normalerweise kein Problem und damit auch nicht dauerthematisch. Stefan Hirschauer lässt in seiner Kritik an West und Zimmerman daher die Annahme fallen, „Doing Gender“ sei ein *permanent* stattfin-

dender und andauernder Konstruktionsprozess („ongoing accomplishment“), und stellt stattdessen heraus, dass dieser Prozess vielmehr *diskontinuierlich* sei, aus *Episoden* bestehe, in denen Geschlecht auftauchen und auch wieder verschwinden kann (Hirschauer 2001, S. 217). Die Grundvorstellung von „Doing Gender“ als ein „praktisches Tun“ impliziere *notwendig*, dass etwas auch *nicht getan* werden könne.

„Undoing Gender“ verbleibt dabei insofern im Horizont des „Doing Gender“, als betont wird, dass unter den gegebenen Bedingungen Personen ihre Geschlechtszugehörigkeit visuell erkennbar machen müssen, weil geschlechtlich nicht kategorisierte Personen sozial nicht vorgesehen sind. Die bei West und Zimmerman von „sex“ und „gender“ unterschiedene „sex-categorization“ finde weiterhin statt, aber *ob* diese initiale Geschlechterunterscheidung im weiteren Verlauf der Interaktion aktualisiert wird – also ein „Gendering“ einsetzt – oder aber irrelevant wird und in den Hintergrund tritt, das könne nicht vorab festgelegt werden. Ebenso gut könnten die InteraktionsteilnehmerInnen die Kategorisierung leerlaufen lassen.

Das Konzept „Undoing Gender“ hat sich in den letzten Jahren ebenfalls stark verbreitet, ohne dass sich dabei ein Konsens über seinen Gebrauch herausgebildet hätte. Grundlegend *anders* gelagert ist seine Verwendung etwa bei Judith Butler, die mit „Undoing Gender“ auf subversive Aktivitäten zielt, durch die die Klassifizierung als solche destabilisiert und „aufgeweicht“ werden könne, sei es durch Uneindeutigkeit („drag“), explizite Un-Männlichkeit oder explizite Un-Weiblichkeit. Dazwischen bestehen vielfältige Schattierungen, etwa dann von „Undoing Gender“ zu sprechen, wenn „gender difference“ *reduziert* und nicht reproduziert wird (Deutsch 2007, S. 122). In der von Stefan Hirschauer eingeführten Form geht es neben der Forderung nach einer theorieimmanenten Weiterentwicklung auch darum, „die“ Geschlechterdifferenz als Leitunterscheidung der Geschlechterforschung zu *relativieren* und den Blick für die reale Komplexität sozialer Situationen offen zu halten.

Darin trifft sich das Konzept des „Undoing Gender“ mit einer anderen Fortentwicklung des „Doing Gender“-Konzepts, dem „Doing *Difference*“. Ausgangspunkt ist hier die Beobachtung, dass es in der sozialen Praxis so gut wie *nie* allein um die Geschlechtszugehörigkeit geht. Stattdessen sind stets andere Kategorisierungen mit im Spiel: Alter, ethnische Zugehörigkeit, soziale Herkunft, Beruf, sozialer Status, sexuelle Orientierung, Religionszugehörigkeit, physische Attraktivität und andere mehr. Schon Barry Thorne (1993) hat bezogen auf den Interaktionsraum Schule die kontinuierliche „Flexion“ von Geschlecht durch diese anderen Kategorisierungen aufgewiesen, eine Abwandlung der Form nach situativen Gegebenheiten, in denen mal die eine und mal die andere Kategorisierung von größerem Gewicht sein kann.

Die vielfältigen Verschiedenheiten werden indes nicht nur für Formen (die „Beugung“) des „Doing Gender“ bedeutsam, sondern sie sind in unterschiedlicher Intensität mit sozialer Ungleichheit verknüpft. Mit der Figur des „Doing *Difference*“ haben Fenstermaker und West (2001) die *Gleichzeitigkeit* der Hervorbringung von Differenzen herausgestellt, sodass sowohl jeder Versuch scheitern müsse, den Stellenwert von Geschlecht *isoliert* zu erfassen, als auch der Versuch, eine eindeutige Hierarchie der Kategorisierungen herzuleiten.

## 5 Fazit

Folgt man der Annahme, die Zweipoligkeit der Geschlechterunterscheidung sei ein „invarianter, aber unbemerkter Hintergrund“ des Alltagslebens (Garfinkel 1967), können Prozesse des „Doing“ und des „Undoing Gender“ in faktisch *jeder* sozialen Situation zum Gegenstand empirischer Geschlechterforschung werden. Und in der Tat finden sich Untersuchungen, die auf diese Figur zurückgreifen, inzwischen in sehr vielen Forschungsfeldern, sei es in der Paar-, Familien- und Sozialisationsforschung, der Kinder- und Jugendlichenforschung, der Schul- und Bildungsforschung, der Religionsforschung, der Arbeits-, Organisations-, Berufs- und Professionsforschung, der Lebenslauf- und Biografieforschung oder auch der Stadt- und Raumsociologie.

Generell werden in neueren Untersuchungen verstärkt *Balancen* von „Doing“ und „Undoing Gender“ zum Thema (Faulstich-Wieland et al. 2004; Heintz und Nadai 1998). Dabei zeigt sich, dass eine Herabstufung der Bedeutung der Geschlechtszugehörigkeit, ein Aussetzen oder „Ruhelassen“ der Differenz in den verschiedenen Untersuchungsfeldern möglich, aber auch hoch voraussetzungsvoll ist. Auch dort, wo die Herabstufung der Relevanz institutionell und informell als Norm gesetzt ist („Geschlecht spielt keine Rolle“), müssen die AkteurInnen nach wie vor einen Umgang finden mit der Persistenz geschlechterdifferenzierender Praktiken auf der Ebene der Interaktion und situativ in der Lage sein, in entsprechenden Kontexten auf vergeschlechtlichende Praktiken zu verzichten.

Dies gilt auch und gerade für heterosexuelle Paare. *Einerseits* scheinen „Paarbildungsregeln“ (Goffman 1977), denen zufolge der männliche Part älter, größer, stärker, aktiver, kompetenter, einkommensstärker etc. sein soll, nicht ausgesetzt. „Das Paar“ als sozial konstituierte, *komplementär* gedachte Einheit treibt daher das „Gendering“ immer neu an (Gildemeister und Robert 2008, S. 185–216). *Andererseits* aber hat sich das moderne Liebes- und Partnerschaftsverständnis immer stärker *individualisiert*. In einem solchen Verständnis ist die andere Person nicht auf ihre Geschlechtszugehörigkeit reduzierbar und deshalb öffnen sich hier geradezu systematisch Optionen für ein „Undoing Gender“ (Hirschauer 2013).

Diese Dynamik der Gleichzeitigkeit von Relevant- und Irrelevantsetzung der Geschlechtszugehörigkeit in sozialen Situationen empirisch einzufangen und damit auch der Gleichzeitigkeit von „Doing“ und „Undoing Gender“ auf die Spur zu kommen, dürfte neben der Aufforderung nach einer „Flexion“ von Gender durch andere Kategorisierungen derzeit die größte Herausforderung für die Geschlechterforschung in dieser Tradition sein.

---

## Literatur

- Ayaß, Ruth. 2008. *Kommunikation und Geschlecht*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Beaufäys, Sandra, und Beate Kraus. 2005. Doing Science – Doing Gender: Die Produktion von WissenschaftlerInnen und die Reproduktion von Machtverhältnissen im wissenschaftlichen Feld. *Feministische Studien* 23(1): 82–99.



- Bergmann, Jörg. 2008. Ethnomethodologie. In *Qualitative Forschung*, Hrsg. Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke, 8. Aufl., 118–135. Reinbek/Hamburg: Rowohlt.
- Breidenstein, Georg, und Helga Kelle. 1998. *Geschlechteralltag in der Schulklasse*. Weinheim: Juventa.
- Deutsch, Francine. 2007. Undoing gender. *Gender & Society* 21(1): 106–127.
- Douglas, Mary. 1991. *Wie Institutionen denken*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Faulstich-Wieland, Hannelore, Martina Weber, und Katharina Willems. 2004. *Doing Gender im heutigen Schulalltag*. Weinheim: Juventa.
- Feministische Studien. 1993. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung. *Kritik der Kategorie Geschlecht* 2:3–95.
- Fenstermaker, Sarah B., und Candace West. 2001. „Doing Difference“ revisited. Probleme, Ausichten und der Dialog in der Geschlechterforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (Sonderheft)* 41:236–249.
- Fenstermaker, Sarah B., Candace West, und Don Zimmerman. 1991. Gender inequality: New conceptual terrain. In *Gender, family and economy: The triple overlap*, Hrsg. Rae Lesser-Blumberg, 289–307. Newbury Park: Sage.
- Garfinkel, Harold. 1967. *Studies in ethnomethodology*. Cambridge: Polity Press.
- Gildemeister, Regine. 2008. Soziale Konstruktion von Geschlecht: Doing Gender. In *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen*, Hrsg. Sylvia Marlene Wilz, 167–199. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gildemeister, Regine. 2009. Soziale Konstruktion von Geschlecht: Theorieangebote und offene Fragen. *Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online (EEO)*, 1–44. Weinheim: Juventa. doi:10.3262/EEO17090022. Zugegriffen am 05.10.2016.
- Gildemeister, Regine, und Angelika Wetterer. 1992. Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In *Traditionen Brüche: Entwicklungen feministischer Theorie*, Hrsg. Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer, 201–254. Freiburg/Breisgau: Kore.
- Gildemeister, Regine, und Günther Robert. 2008. *Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive. Interaktion – Institution – Biographie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gildemeister, Regine, und Katja Hericks. 2012. *Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen*. München: Oldenbourg.
- Goffman, Erving. 1977. The arrangement between the sexes. *Theory and Society* 4:301–333.
- Hartmann-Tews, Ilse, Ulrike Tischer, und Claudia Combrink. 2008. Doing Gender und Doing Age im Kontext von Sport und Bewegung. *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien* 26(2): 32–51.
- Heintz, Bettina, und Eva Nadai. 1998. Geschlecht und Kontext. De- Institutionalierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. *Zeitschrift für Soziologie* 27(2): 75–93.
- Hirschauer, Stefan. 1994. Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46(4): 668–692.
- Hirschauer, Stefan. 2001. Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (Sonderheft)* 41:208–235.
- Hirschauer, Stefan. 2013. Geschlechts(in)differenz in geschlechts(un)gleichen Paaren. Zur Geschlechterunterscheidung in intimen Beziehungen. *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 2:37–56.
- Inglter-Detken, Yvonne Rebecca. 2008. *Doing Gender auf der politischen Bühne Europas*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kessler, Suzanne J., und Wendy McKenna. 1978. *Gender. An ethnomethodological approach*. New York: Wiley.
- Leidner, Robin. 1991. Serving hamburgers and selling insurances: Gender work and identity in interactive service jobs. *Gender & Society* 5(2): 154–177.
- Thorne, Barrie. 1993. *Gender play: Girls and boys in school*. New Brunswick: Rutgers.
- West, Candace, und Don Zimmerman. 1987. Doing gender. *Gender and Society* 1(2): 125–151.
- West, Candace, und Don Zimmerman. 2009. Accounting for doing gender. *Gender and Society* 23(1): 112–122.